

Katja Oelmann

**Prinz
Arschloch**

*Männer
sind so –
Frauen auch*

LESEPROBE

ROMAN

VERLAG
kadEra

Über dieses Buch

Nicht alle Menschen sind gleich. Nicht alle Netten sind pausenlos erträglich. Klugscheißer lösen nicht alle Probleme. Die Schönen können uns mächtig auf die Nerven gehen. Aber Machos können hilflos sein und in absolute Arschlöcher kann man sich sogar verlieben.

Katja Oelmann lädt mit ihrer Geschichte ein zu einem Ausflug durch menschliche Unzulänglichkeiten und charakterliche Verschiedenheiten. Da sind die Prototypen und die Außenseiter, die Unverbesserlichen und die Prinzipienreiter. Mit dem Leseabstand werden peinliche und kritische Situationen zu witzigen Passagen. Und dann entdeckt man sich vielleicht sogar selbst – und lacht noch darüber. Manchmal beginnt die Toleranz eben bei uns selbst ...

Kapiteltitlel

Muschi

Mein »Irish Pub«

Mit Koffer nach Stuttgart

Reserviert ist nicht gekauft

Kleider machen Leute

Einfach zu heiß

Polizei. Bitte folgen.

Nachtleben an der A9

Heute geschlossen

Zweimal umsteigen

Andreas contra Andreas

Die Fahrkarten bitte

Privatpatient mit Bauchweh

... und ein Hund hechelt

Katja Oelmann

Prinz Arschloch

Männer sind so – Frauen auch

Roman

© 2018

Kadera-Verlag, Norderstedt

www.kadera-verlag.de / verlag@kadera.de

Autoren-Kontakt: katja.oelmann@gmx.de

Cover-Gestaltung unter Verwendung iStock-Grafik

Die handelnden Personen sind frei erfunden,

Namensähnlichkeiten sind zufällig und beziehen sich
nicht auf real existierende Personen.

Detaillierte Daten im Katalog der Deutsche Nationalbibliothek:

<https://portal.dnb.de>

ISBN 978-3-944459-96-7

E-Book 978-3-944459-97-4

Na, gut!

Steig' einfach mal ein und fahr' zwölf Seiten mit.

Wenn jemand eine Reise tut,
dann kann er was – erleben.
Der Flug nach Stuttgart war schon anders.
Zurück nach Berlin ... man ahnt es schon.

Genug, genug!

Dies ist eine Leseprobe.

Es liegt uns fern,
neugiersüchtige Leser
zu therapieren.

Zweimal umsteigen

Wir kommen in ein Abteil mit sechs Sitzplätzen, das wir vom Gang aus durch eine Glastür betreten. Der Gang verläuft rechts am Rand entlang des Waggon. Gegenüber voneinander nehmen wir im Abteil am Fenster Platz.

»So viel zum Thema Fensterplatz ...«, sagt Andreas, als ich mich gerade setze.

»Gilt nur für Flugzeuge«, stelle ich richtig.

Wir sitzen allein im Abteil und der Verletzte hat selbstverständlich volle Beinfreiheit. Ich sehe durch die Fensterscheibe und beobachte die anderen Fahrgäste am Gleis, die in den Zug einsteigen wollen. Eine kleine Schlange hat sich bereits gebildet, in deren Mitte ich eine aufgeregte Frau erspähe, die ständig um sich greift und bei jedem Schritt nach vorn ihre Kinder zu sich heranzieht.

»Es ist stickig.« Andreas' Worte reißen mich aus meinen Gedanken. Ich verstehe sie als Aufforderung, das Fenster zu öffnen. Als sich die frische mit der stickigen Luft im Waggon mischt, höre ich die dominante Stimme einer verzweifelten Mutter, die nach ihren Kindern ruft. Ohne die Frau zu sehen, weiß ich sofort, wer lautstark nach Sönke und Frauke ruft. Die Frau aus der Schlange.

Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Ich staune, wie leise. Man merkt gar nicht, dass er schon fährt. Ich bin verblüfft. Meine letzte Fahrt mit einem Zug ist fast fünf- undzwanzig Jahre her. Wenn ich mich recht erinnere, sind die Züge damals langsamer, dafür aber sehr viel lauter gefahren. Eine Zugfahrt war begleitet von tausend Geräuschen. Ohrenbetäubendes Quietschen beim Bremsen, monotones Rattern während der Fahrt. An den Waggonen, mit denen ich früher fuhr, war außen immer eine große »2« zu sehen – für die zweite Klasse. Ich denke aber, der Lärmpegel war in der ersten Klasse der gleiche.

Seit einer Viertelstunde sitzen Frauke und Sönke neben Andreas, ihre Mutti neben mir. Neben mir ist es weniger hektisch. Wegen kleiner Rangeleien zwischen

den Geschwistern bekommt Andreas des Öfteren Kontakt zu Ellenbogen und anderen durch die Luft wirbelnden Körperteile der Kinder. Andreas wehrt sich ab und zu, indem er selbst den Ellenbogen dagegenhält, ohne dabei einen Blick von seiner Zeitung abzuwenden. Hilfe suchend schaut er zu Mutti, die aber gerade komplett auf Durchzug schaltet. Jedenfalls schaut und hört sie gelassen den Aktivitäten ihrer Kinder zu.

Frauke, Söhne und auch Mutti haben einen sehr außergewöhnlichen Kleidungsstil, was Schnittmuster und Farben angeht. Sie tragen vorzugsweise Dunkelgrün und Orangebraun. Sogar das Material ihrer Kleidung ist gleich. Alle tragen zu ihrem heutigen Outfit einen selbstgestrickten Schal in Gelb-Grün, oder wie dieser eigenwillige Farbton heißen mag. Eigentlich mehr durchfallgelb. Spontan erinnere ich mich wieder an meinen ersten Eimer Sangria, oder besser gesagt an das Ergebnis, nachdem mein Magen sich wieder von dem süßen Zeug verabschiedet hatte. Ich habe keinen Zweifel daran, dass Mutti oder die Mutti von Mutti hier der Familienschneider ist. Sogar der Patchwork-Rucksack, aus dem Mutti jetzt eine Frischhaltebox holt, ist self-made. Ich habe noch nie Kinder gesehen, die derart gierig nach Bio-Essen greifen wie diese beiden. Für mich sehen die Teile, die Mutti an ihre hungrigen Mäuler verteilt, wie Kuhkacke aus. Genussvoll beißen sie sich durch die Fladen. Wahrscheinlich sehe ich den Kindern zu lange beim Essen zu, denn Mutti hält mir nun spontan die geöffnete Frischhaltebox unter die Nase.

»Grünkernbratlinge. Greifen Sie zu!«

»Ach, ich weiß nicht«, will ich mich rausreden.

»Probieren Sie!«

Das abgebissene Stück vom Grünkernbratling wird in meinem Mund zu Brei und danach irgendwie wieder fest. Eine geschmacklose Masse, die immer mehr aufzuquellen droht. Es schmeckt irgendwie nach Umzugskarton. Wenn es wirklich stimmt, dass die Leute während der Kriegsjahre den Kitt aus den Fensterrahmen gefressen haben, dann werde ich das hier auch überleben. Ich tröste mich damit, dass das Zeug gesund ist.

»Und?«, fragt sie.

»Mmh, gut!«, sage ich betont freundlich und versuche, einen begeisterten Gesichtsausdruck zu machen.

»Ist mit Vollkornmehl«, fügt sie ergänzend hinzu. Zum ersten Mal in meinem Leben wünsche ich mir bewusst Geschmacksverstärker.

»Noch einen?«

»Nee, danke«, sage ich und hebe abwehrend beide Hände. Spontan kommt mir in den Sinn, einen kleinen Test durchzuführen.

»Wollt ihr ein paar Chips?«, frage ich und halte den Kindern die geöffnete Tüte unter die Nase. Sie starren erst zu Mutti und dann mit großen Augen in die Tüte. »Ist aus Kartoffeln und gesundem Sonnenblumenöl gemacht«, sage ich. Ob das klappt, weiß ich nicht. Vielleicht dürften sie ja als ganz große Ausnahme mal in die Tüte langen, wenn die Chips matschfarben oder grün wären.

»Oh nein, Kinder!«, schreitet Mutti beherzt ein, als wäre es deren Todesurteil, wenn sie davon essen würden.

»Da ist Glutamat drin.«

Die Kinder lassen enttäuscht die Schultern fallen. Sofort gehe ich die Liste der Zusatzstoffe durch.

»Es können Spuren von Gluten enthalten sein«, lese ich laut und betone: »Können. Vielleicht sind ja auch gar keine drin.«

»Aber Farbstoffe und Aromen.«

Wieder halte ich mir die Tüte unter die Nase. »Paprikaextrakt. Ist Paprika schädlich?«, will ich von ihr wissen.

»Frisch sicher nicht«, sagt sie und macht eine beruhigende Handbewegung. »Gemüse ist so vielseitig. Mit dem Saft von der roten Beete kann man sogar färben.«

»Aha, was denn?«, frage ich verblüfft.

»Ich habe mir mal einige Untersetzer, die ich selbst geklöpelt habe, damit rötlich eingefärbt.«

»Und das hält beim Waschen?«

»Nein, natürlich darf man sie nur kurz per Hand mit klarem Wasser und einer leichten Essigessenz spülen.«

»Ich glaube, ein umgekipptes Glas Rotwein hat den gleichen Effekt«, sage ich. »Es geht schneller, hält länger und überlebt einen Vollwaschgang«. Aber das ist ja nicht das Thema. Wir waren ja bei den Zusatzstoffen. Genau. Ich lese weiter. Eine Nährwertabelle! Es wird zwar keine Tagesdosis empfohlen, aber ich freue mich trotzdem.

»Durchschnittliche Nährwertangaben«, lese ich laut vor. »Eiweiß, Ballaststoffe, ungesättigte Fettsäuren.« Weiter komme ich nicht. Mutti erinnert mich erneut an die bösen Zusatzstoffe. »Kühl und trocken lagern. Mehr steht hier eigentlich nicht«, sage ich. Den Rest überlese ich einfach. Mit gutem Gewissen. Es war ja auch nur ein einziger Farbstoff drin. E471. Damit kann ich leben.

Mutti kann froh sein, dass ich keinen Gummibärchen-Mix dabei habe. Sicherlich etwas traurig für Sönke und Frauke, aber so vielen Farben hätten ihre Verdauungsorgane sicher überfordert. Wer weiß, wie lange es dauert, bis ihre Körper die Farbstoffe wieder abgebaut haben.

Ich kann erkennen, wie Andreas, genervt von Frauke und Sönke, über den Rand seiner Zeitung schaut, um Mutti unauffällig zu mustern. Sie sieht übernächtigt aus. Ihr Teint ist blass, sie ist ungeschminkt und gehört wohl zu den Frauen, die sich nicht die Haare färben. Nicht mal mit Fruchtsaft. Ihre glatten, bräunlich-grauen Strippen machen sie vermutlich älter, als sie ist. Ihre Brüste sehen aus wie zwei Wärmflaschen ohne Inhalt. Mit ihrem unscheinbaren Äußeren ist sie in einem Getümmel wohl leicht zu übersehen. Ich überlege, wie Mutti mit Vornamen heißen könnte. Welcher Name ist ihr wohl auf den Leib geschrieben? Nach einigen Favoriten in der engeren Auswahl gewinnt für mich der Name Martina. Ganz knapp vor Dörthe.

Andreas hat das Zeitunglesen infolge des Kinderlärms frustriert aufgegeben und schlägt die Seiten genervt wieder zusammen. Er faltet die Zeitung akkurat und bedankt sich mit eindeutigen Blicken bei Sönke und Frauke recht herzlich dafür. Dabei schaut er derart angewidert, als hätte er höchstpersönlich die Babyklappe erfunden.

Die Fahrt geht monoton weiter. Mit angelehntem Kopf starrt Andreas aus dem Fenster. Wenn ich seine Augen beobachte, kann ich sehen, dass er ständig versucht, einen neuen Punkt anzuvisieren, während der Zug durch die Landschaft fährt.

Umsteigen. Der Bahnsteig ist überfüllt. Unser Zug fährt ein. Anscheinend wollen alle gleichzeitig hinein. Wie auf einem Konzert von AC/DC werde ich mit dem gesamten Gepäck regelrecht zur Einstiegstür gepresst. Ja, das Gepäck trage immer noch ich. Andreas ist ja schließlich verletzt und krank. Aber das kennt man ja von Männern. Eingewachsener Zehennagel, Blähungen, Haarspliss. Das sind alles unheilbare, meist tödlich verlaufende Krankheiten. Jawohl.

Vermutlich ist auch die Blase vom zu harten Lackschuh bei ihm schon längst als chronische Krankheit abgespeichert, und er hat deshalb schon eingie Anträge auf Kur gestellt.

Es geht voran. Im Zug bahnen wir uns einen Weg durch den Gang. Schritt für Schritt. Er voran, ich direkt dahinter. Der erste Waggon ist fast geschafft. Als hätte ich es geahnt: Seine Kräfte lassen nach. Ganz plötzlich. Nämlich genau in dem Moment, als wir ein Abteil passieren, in dem der Prototyp aller Blondinen sitzt. Ganz für sich allein auf einem Vierersitz, wie es der Zufall so will.

Seit einer geschlagenen Stunde sitzen wir ihr nun gegenüber. Ich tue so, als würde ich nach draußen schauen, mustere sie jedoch so, dass es ihr nicht auffällt. Sie sieht so gut aus, dass sogar Barbie neidisch werden könnte. Wer auch immer für die Verteilung der Schönheit zuständig war: Er war offensichtlich besoffen. Nur so kann ich mir diese anatomische Ungerechtigkeit erklären. Ihr Oberteil besteht eigentlich hauptsächlich aus einem V-Ausschnitt.

Ich frage mich, was sie den ganzen Tag so isst, denn sie sieht wirklich sehr, sehr schlank aus um die Implantate.

Wie streng ist wohl ihr Ernährungsplan? Morgens ein Glas Wasser, mittags Bouillon ohne Einlage und abends ein Glas Wasser? Aber sicher ist auch ihr ab und zu mal nach richtig deftiger Hausmannskost. Und zu ganz besonderen Anlässen wirft sie alle Kalorientabellen über Bord, bindet sich ihre Schürze um, stellt sich an den Herd und kocht sich ihr Lieblingsessen: Buchstabensuppe.

Mein Blick fällt auf ihr goldenes Fußkettchen, zwangsläufig auch auf ihre akkurat lackierten Fußnägel, die augenscheinlich nach Schablone gewachsen sind. Sie sitzt kerzengerade und schaut aus dem Fenster. In regelmäßigen Abständen klimpert sie mit ihren langen, dick getuschten Wimpern. Um einiges langsamer, als Normalsterbliche das tun, aber dazu mit absolut laszivem Blick. Ihre vollen Lippen hat sie zu einer Art Kussmund geformt. Insgesamt sieht aber alles so aus, als wollte sie sich die ganze Zeit einen Pups verkneifen. Ihr ganzes Erscheinungsbild und ihre Motorik führen mich zu der Annahme, dass das Solarium nicht nur ihre gebräunte Haut verstrahlt hat.

Andreas merkt das gar nicht. Er ist im Geiste schon in den von der künstlichen Sonne geküssten Ausschnitt dieser langbeinigen Fata Morgana eingezogen. Wahrscheinlich hat er sich dort gedanklich häuslich eingerichtet und wünscht sich insgeheim auf die Spielwiese, nach Möglichkeit direkt zwischen die üppigen Wohlfühlkissen. Jedenfalls starrt er ihr so begeistert auf die Brüste, als hätte er gerade eine neue Inselgruppe entdeckt.

Titten-Magellan ist nun nicht mehr zu bremsen. Er muss sie einfach ansprechen und sieht mich dabei an, als hätte er gar keine andere Wahl.

Ich frage mich, welcher Vorname zu ihr passen könnte. Chantal? Britney? Während ich darüber nachdenke, kommt mir in den Sinn, dass sie möglicherweise gar keinen richtigen Vornamen hat. Wahrscheinlich heißt sie einfach nur Prinzessin.

Andreas stellt sich bei ihr ganz bescheiden und kleinlaut vor, allerdings mit ganz klitzekleinen Hinweisen auf einen möglichen Zusammenhang zwischen seiner Person und Autohäusern, einem Geschäftsführerposten, Mercedes, seinem Singledasein ...

Danach startet er aufgeregt seine Befragung: »Wohin geht die Reise? Wo kommst du her? Als was arbeitest du?« Er horcht die Traumfrau ganz neugierig aus. Dabei schmachtet er sie gierig an und demonstriert, dass er ihr alle Wünsche erfüllt: Schuhe, Sonnenbrillen, einen Führerschein. Einfach alles. Und anscheinend trifft er bei ihr damit auch voll ins Epizentrum, denn die Blondine strahlt zurück, als würde sie gerade für den Spot einer Zahnpasta-Werbung proben.

Jetzt hat Prinzessin zum ersten Mal gesprochen. Ich muss das wirken lassen. Ihre Stimme klingt genauso wie die von Yvonne aus der »Olsenbande«, nur mit Berliner Dialekt. Es ist Kichern, Kreischnen und Reden gleichzeitig. Alles in höchster Oktave. Ich glaube, wenn alle Rockstars ausschließlich Groupies mit solchen Stimmen hätten, würden sie sich ihre Ohren zuhalten und von der Bühne rennen. Und so mancher Musiker hätte inzwischen frei-

willig wieder seinen alten Job als Ausbaumaurer angenommen.

»Ick komm aus Berlin«, sagt sie hastig. »Hellasdorf.« Wieder ein kurzes Quietschgeräusch. »Arbeiten tue ick inna Videothek.«

Ich räuspere mich kurz und grinse vor mich hin. Andreas sieht das. Sofort bringt er sich Partei ergreifend wieder ins Gespräch ein.

»Interessant. Abwechslungsreiche Arbeit«, stellt er fest. »Kundengespräche, Arbeiten am Computer, Rechnungswesen, Schriftverkehr, Abrechnungen.«

»Also, ditte macht meene Chefin allet alleene. Ick mache so die Zuarbeiten. DVDs einsortieren und holen. Sowatt halt.«

»Interessant«, wiederholt sich Andreas und ich schiele von der Seite mit hochgezogener Augenbraue zu ihm rüber. Ist bei ihm gerade eine Stelle im Vorzimmer frei geworden, oder wie? Jetzt geht sie auf ihren Dienstplan ein: »Aber nur halbtachs. Weil, ick hab noch zwee Katzen und da kann ick nich den janzen Tach.«

Mich wundert es, dass Prinzesschen überhaupt einer geregelten Kurzarbeit nachgeht.

»Ist ja bestimmt auch anstrengend«, pflichte ich ihr bei.

Andreas gefällt es absolut nicht, dass ich mich in das Gespräch einmische. Aber die Blondine hat schließlich nicht gesagt, dass sie sich nur mit ihm unterhalten will.

»Ick bin übrigens Peggy«, stellt sie sich uns vor.

»Amelie«, sage ich.

»Andreas«, sagt Andreas, obwohl er sich schon vorgestellt hat. »Ich fahre übrigens auch nach Berlin«, ver-

kündet er freudig. Mein Ziel spielt anscheinend keine wesentliche Rolle. Ich bin abgemeldet.

Peggy greift nach ihrer pinkfarbenen Handtasche und fischt daraus ein Handy in Glitzerhülle hervor, das soeben Pieptöne von sich gegeben hat. Am Schieber des Reißverschlusses hängen einige kitschige Anhänger.

»Sorry«, sagt sie augenzwinkernd. Ihre langen Wimpern klimpern unruhig. Sie sind so dick mit Mascara angemalt, dass man sich getrost ein Stückchen davon abbrechen könnte, wenn man mal etwas zwischen den Zähnen hat.

Sie tippt eine Nummer ins Handy und zupft danach solange ungeduldig an ihrem rosa Minirock rum, bis sich am anderen Ende endlich jemand meldet. Peggy wirkt ganz aufgeregt.

»Ja, icked.« Schweigen. »Und wo muss ick jetze hin?« Stöhnen. »Och nööö!« Wieder Stöhnen. »Ick hab nich uffjepasst, man so'n Mist! Ja, Ja, weeiß ick ja. Bis dann«, sagt sie so traurig, als wäre gerade ihr schönster Fingernagel abgebrochen.

»War gerade 'n Kumpel, der uff meene Katzen uffpasst. Der hat mir 'ne neue Zuchverbindung rausjesucht. Ick wohne nur in Berlin«, sagt sie. »Fahren tue ick eigentlich nach Hannover, aber ick bin in Bayreuth falsch umjestiegen. Deswegen muss ick in Lichtenfels umsteigen und irgendwie zurück nach Nürnberg.«

»So ein Jammer!«, sage ich. Für Andreas natürlich. Obwohl ich glaube, dass ihm Peggy ohne Stimme besser gefallen hat. In wenigen Minuten sind wir in Lichtenfels, tröste ich mich. Ich hätte mich gefreut, wenn der letzte

plastische Chirurg, der Peggy verschönert hat, auch einen On-/Off-Schalter mit eingebaut hätte. Sie plappert ohne Ende, als hätte sie einen Schlüssel im Rücken, den immer wieder jemand bis zum Anschlag aufzieht.

Andreas wird übel. Spontan denken wir an den Kartoffelsalat. Er springt auf und rennt mit der Hand vorm Mund Richtung Toilette. Jetzt bin ich mit Peggy alleine.

»Du, sach ma, wieso hat'n der Andy 'n Verband am Kopp?«

Oh, jetzt ist er schon der Andy, stelle ich erstaunt fest. Aha. Das ging ja schnell! »Und wer bist eigentlich du? Seine Frau?«

»Nein, nein. Ich bin nur eine gute Bekannte, oder besser gesagt, gute Freundin.«

»Aha. Und watt iss mit seim Kopp?«

»Ja, weißt du, der Andy hat sich gerade von einem prominenten Schönheitschirurgen sein Stammhirn aufpolstern lassen. Dazu wurden ihm ein paar künstliche Gehirnzellen aus Silikon einpflanzt. Die, die er hatte, waren ihm einfach zu wenig, und er hat sich so minderwertig gefühlt, weißt du? Heute konnte ich ihn endlich aus der Klinik abholen. Jetzt muss erstmal alles noch richtig verheilen und dann kann man das Ergebnis sehen. Wenn alles gut gegangen ist, kann er jetzt vielleicht sogar eine oder zwei Fremdsprachen mehr.«

»Wa? Ditt jeht?«, fragt sie ganz verblüfft.

»Ja, ja! Viele Schauspieler haben sich das schon machen lassen. Die könnten doch sonst gar nicht ihren Text auswendig. Das ist nichts anderes wie ein Brustimplantat, nur so eine Brust muss halt nicht denken, verstehst du?«

»Davon hab ick ja noch nie watt jehört«, sagt sie erstaunt.

»Das nennt sich ästhetischer Gehirnaufbau. Wird auch bei Frauen gemacht. Du kannst dich ja mal erkundigen, falls du so einen Arzt kennst«.

»Mach ick uff jeden Fall! Wie hieß ditt nochma?«

»Ästhetischer Gehirnaufbau«, wiederhole ich in der Hoffnung, dass sie sich das merken kann. In Gedanken stelle ich mir gleichzeitig vor, wie Peggy den Mann im weißen Kittel fragt, was das denn so ungefähr kosten tut.

Lichtenfels. Der Zug fährt in den Bahnhof ein. Immer noch ist Andreas auf der Toilette.

»Gibst du ihm die?«, drückt mir Peggy einen Zettel mit ihrer Telefonnummer in die Hand.

»Versprochen!«, beteuere ich und stecke den Zettel ein. Mit einem Drücker und tausend lieben Grüßen, die ich dem Andy ausrichten soll, lässt mich Peggy mitsamt dem Gepäck im Gang des Waggons stehen. »Für Andy von Peggy«, lese ich auf dem Zettel. Darüber die Telefonnummer. Ich zerknülle den Zettel und stecke ihn zurück in meine Jackentasche.

»Wir müssen jetzt umsteigen!«, rufe ich und hämmere gegen die Toilettentür. Leichenblass öffnet Andreas. Ein säuerlicher Geruch ist schneller an der Tür als er selbst. »Puh!«, sage ich und fächere heftig. »Wir müssen raus hier. Jetzt!«, dränge ich. Er blickt sich suchend um.

»Ist Peggy schon weg?«, fragt er.

»Ja. Die ist gerade los.«

»Hat sie noch was gesagt?«

»Nö.«



Katja Oelmann

hat sich nach Schulzeit und Ausbildung zur Kauffrau in Potsdam mit Eventgastronomie selbstständig gemacht.

25 Jahre mit Leuten vor und hinter dem Tresen – das ist pralles Leben, schärft den Blick fürs Menschliche, schult eine fröhliche Selbstironie und inspiriert die Fantasie. Sie hat's aufgeschrieben. Gut so.

Amelie Rosenbach ist Single. Selbstbewusst steht sie mit beiden Beinen und mit ihrem »Irish Pub« mitten im Leben der schönen Stadt Potsdam.

Im Internet entdeckt sie einen benötigten Lieferwagen und fliegt nach Stuttgart.

Schon im Flugzeug kommt es zu turbulenten und peinlichen Situationen. Der Macho auf dem Fensterplatz hat seinen Anteil daran. Amelie trifft ihn noch öfter, als ihr recht ist.

Der Autokauf platzt kurze Zeit nach der Ankunft in Stuttgart. Rückflüge sind ausgebucht. »Mach was draus!«, meint Amelie und beschließt, für die Nacht ein Hotel in der Stadt aufzusuchen, in dem sie dann doch länger bleibt...

Der amüsierte Leser erfährt allerlei über die Charaktereigenschaften von Mann und Frau und warum sie nie und nimmer zusammenpassen.

Das Schicksal ist da schon mal anderer Meinung...

VERLAG
KADERA
www.kadera-verlag.de

ISBN 978-3-944459-96-7



9 783944 459967